
László Darvasi

Eine Frau besorgen

Kriegsgeschichten

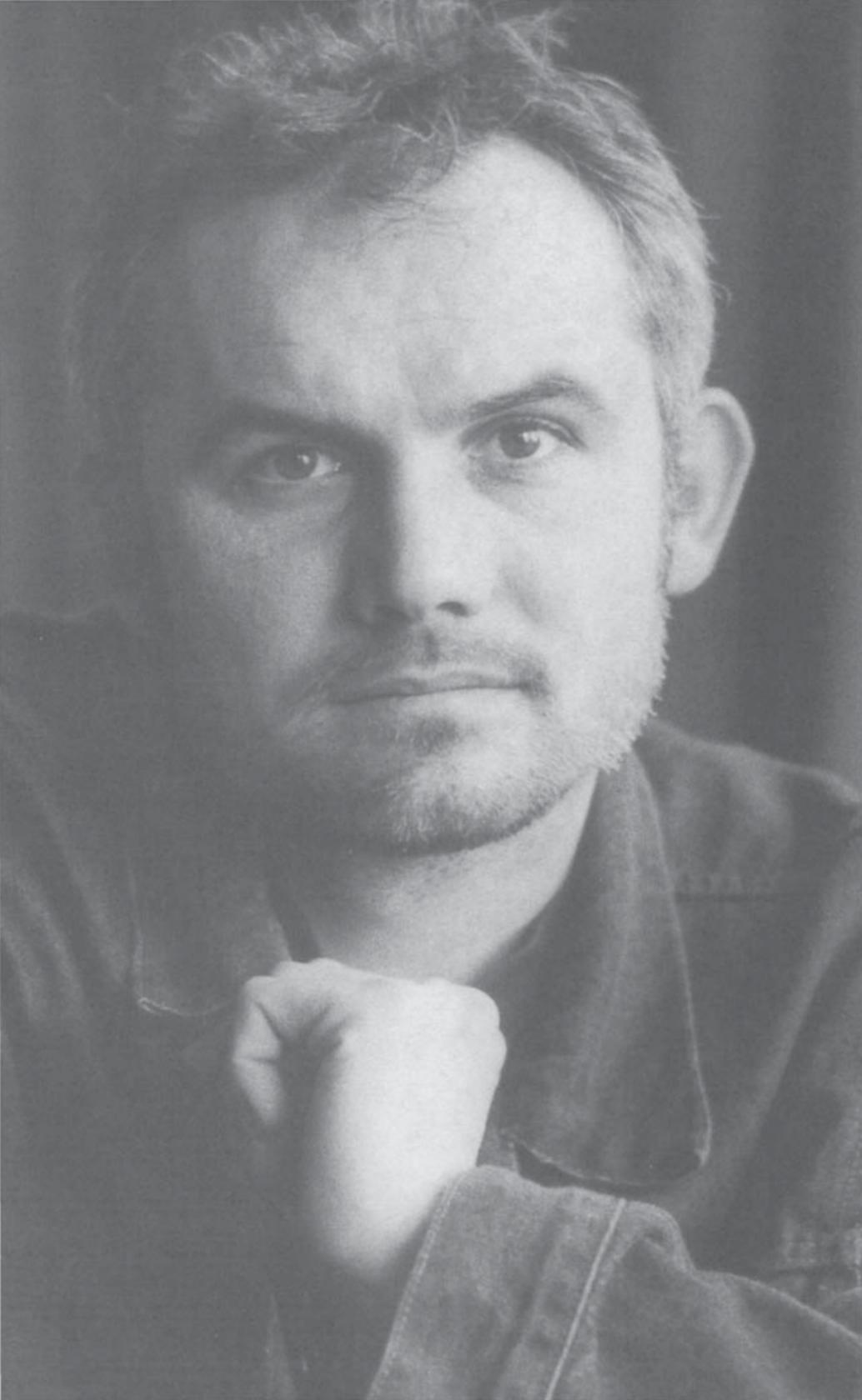
edition suhrkamp

SV

edition suhrkamp
es 2448

Im Frühjahr 1999, nach der Beendigung seines Romans *Die Legende von den Tränengauklern*, kehrte Darvasi zu seiner ursprünglichen, der kurzen Prosaform zurück. Unter dem Eindruck der Vertreibungen im Kosovo und der Bombardierung Serbiens entstand ein Zyklus von Erzählungen, die zum Besten, aber auch Bittersten gehören, was er bisher geschrieben hat. Das Buch spielt während des Bosnien-Krieges und danach, an teilweise imaginären Orten zwischen Sarajevo, dem Amselfeld und der serbischen Batschka, in einem Klima totaler Verwilderung, Gesetzlosigkeit und Grausamkeit. Söhne erschießen ihre Väter, vergehen sich an Minderjährigen und Toten. Das Besorgen von Frauen gehorcht einem animalischen Überlebenstrieb. Doch die Frauen mit so seltsamen Namen wie Rosalia Fugger-Schmidt oder Julia Sunce sind nicht nur Opfer, sondern auch souveräne Schönheiten, die mit Prothesen handeln oder wochenlang schlafen können. Immer wieder ins Surreale kippend, erzählt Darvasi in diesen unheimlichen Geschichten vom extremen Zustand andauernder Gewalt.

Foto: Renate von Mangoldt



László Darvasi
Eine Frau besorgen
Kriegsgeschichten

*Aus dem Ungarischen
von Heinrich Eisterer,
Terézia Mora und Agnes Relle*

Suhrkamp

Die ungarische Originalausgabe erschien 2000 unter dem Titel *Szerezni egy nőt* im Verlag Jelenkor, Pécs.



4. Auflage 2024

Erste Auflage 2003
edition suhrkamp 2448
Deutsche Erstausgabe

© Suhrkamp Verlag AG, Berlin, 2003

Alle Rechte vorbehalten. Wir behalten uns auch
eine Nutzung des Werks für Text und Data Mining
im Sinne von § 44b UrhG vor.

Umschlag gestaltet nach einem Konzept
von Willy Fleckhaus: Rolf Staudt

Druck: Books on Demand GmbH, Norderstedt
Printed in Germany

ISBN 978-3-518-12448-2

www.suhrkamp.de

Eine Frau besorgen

Schreibers Meinung über den Krieg

»Mich ergreift stets ein Gefühl der Beklemmung, wenn ein Krieg mit Attributen versehen wird, wonach er gerecht, notwendig, angebracht oder unvermeidlich sei. Diese Attribute kommen mir vor wie Zuckerzeug am Tannenbaum. Schlimmer – wie Arschwischtücher. Man wischt sich damit den Hintern ab, doch die Scheiße schafft man nicht aus der Welt. Mehr als eine Lokalzeitung, sogar von jenseits der Grenze, bat mich um meine Meinung. Einmal kam ein hinkender Kriegsberichterstatter aus Ljubljana zu mir, vielleicht auch aus Maribor, und dem sagte ich, daß ich Schriftsteller bin, zumindest halte ich das für eine Tatsache, die hinsichtlich meines Daseins festzustellen und zu betonen von größter Wichtigkeit ist, das heißt, mit dem Satz, den ich zu Papier bringe, würde ich mir niemals den Arsch abwischen und schon gar nicht jemand anderem, vielmehr lege ich, da ich nun mal, wie gesagt, Schriftsteller geworden bin, die Scheiße auf die Waagschale, die kraft der Geschäftigkeit verschieden gearteter Menschenärsche beiderlei Geschlechts in die Welt gesetzt und an gewissen Orten angehäuft wird. Deshalb hüte ich mich, einen Krieg als gerecht oder notwendig zu bezeichnen, denn es könnte der Eindruck entstehen, ich vermeinte das Wesentliche zu erfassen, das jedoch ohne menschliche Gesichter, Gebärden, die zufällig aufglänzende Körperflüssigkeit, ohne den Geruch eines am Grabenrand verwesenden oder gerade zur Welt kommenden Körpers höchst fragwürdig erscheint. Dem Kriegsberichterstatter, den Reportern, den Nachbarn habe ich mit Geschichten geantwortet, Geschichten habe ich auch in der Theaterkantine heruntergestottert, wo mich Bekannte und Kollegen bedrängten, neugierig auf meine Meinung, Geschichten erzählte ich dem Unbekannten, der mich im Belgrader Tašmajdan-Park am

soundsovielten Tag des Bombardements am Arm packte und mir zuflüsterte, für ein paar Mark würde er mir eine Stelle zeigen, von wo aus man zuschauen könne, wie Milenka Carica splitternackt mit den Schatten längst dahingegangener Helden und legendärer Partisanen Liebe mache. Verstanden haben diese Leute meine Geschichten nicht.

Ich verstand mich selbst nicht, vor allem verstand ich die Geschichten nicht, die ich Freunden und Unbekannten vom Krieg erzählte. Vielleicht, weil ich Schriftsteller bin. Noch dazu Bühnenautor, Dramaturg und einer der Dichter des Carica-Ensembles; sogar für unseren Souffleur bin ich eingesprungen, wenn er besoffen war. Ich dachte, ich müßte mich nur bemühen, nicht in den Menschen hineinzusehen. Der Mensch ist aus dichtem, dunklem und klitschigem Stoff, so ein saftiges kleines Gulasch, das im Himmel erfunden, aber in Ermanglung eines Besseren aus dem Dreck der Erde gekocht worden ist. Blindheit, blinde Leidenschaft, ein Herz schlägt, es schlägt nicht, gestern hat es noch gelebt, heute verwest es unter der Erde. In dem Moment, wo einer, der denkt, sei er nun Schriftsteller, Dichter, Musiker oder Schauspieler, dem Krieg Attribute, einen gesteigerten Sinn zuschreibt, verliert er den Menschen aus den Augen. Als würde in der Geschichte die Geschichte weggelassen und nur ihre Deutung verbreitet, das ist zwar keine schlechte Lösung, erfordert zudem Weisheit und analytischen Sinn, sympathisch ist sie aber dennoch nicht.

Ich hatte vom Leidensweg der Brüder Patra Xandars auf den von Eiter und Blut getränkten, rutschigen Hängen des Kosovo Polje gehört. Und bei den endlosen Grabungen von Jakulevo helfe ich auch hin und wieder aus. Ich wußte, daß Milenka Carica bereits von ihren eigenen Leuten gefressen wird. Ich habe auch erlebt, daß in Jakulevo die Erde mit chronischem Brechreiz kämpft und nachts kotzt wie ein riesiger Leib und daß die am Firmament blinzelnden Sterne sich in ihrem Schmerz selbst aus dem Weltall reißen wollen. Trotz-

dem kann ich zu einem Krieg weder ja noch nein sagen, denn für mich als Schriftsteller ist das, denke ich, nicht das Wesentliche, womit ich natürlich nicht behaupten will, daß das Ja oder das Nein unter anderen, man könnte auch sagen: globalen Gesichtspunkten nicht grundsätzlich seine Berechtigung haben kann; wenn also ein englischer Major es für notwendig und unvermeidlich erachtet, das Bein und den Schoß Milenka Caricas zu bombardieren, so akzeptiere ich diesen Standpunkt und begreife seine Logik, kann ihn aber dennoch nicht billigen und sehe darin auch nicht die erforderliche Lösung. Ich bin Schriftsteller, und deshalb will ich in meinen Sätzen Menschen sehen. Zum Beispiel die Leute Milenka Caricas, die die Welt seit etlichen Jahren und besonders in der letzten Zeit mit einiger Verachtung, Bestürzung und Verständnislosigkeit einfach nur Milenka Caricas Leute nennt. Viele von ihnen kenne ich mit Namen, zum Beispiel Milorad, Petr, Jozef, Josip, Stjepan, Koder, Miloš, Ivan, Mihail, Vladimir, und ich weiß, daß manchen von ihnen ein Bluthäutchen zwischen den Fingern gewachsen ist, während andere auf einer stillen Straße in Segedin bleich ihren Tabak kauen und inständig an zu Hause denken. Sie will ich nicht einfach Milenka Caricas Leute nennen, denn damit ginge mir verloren, was zum Beispiel Miloš von Koder unterscheidet, wenngleich dieser Unterschied, um ehrlich zu sein, nicht der Rede wert ist, es handelt sich gerade mal darum, daß unter dem Nagel von Miloš' kleinem Finger braune Blutspuren glänzen, während sich in Koders Haar die erste graue Strähne zeigt. Und vom braven Major Mihail Koz weiß ich, daß er mit seinem verrückten Sohn aus den Bergen gekommen ist und ihm jetzt eine Frau besorgen will.«

Pamela Krv

Als mich mein Sohn letztens besuchen kam, bat ich ihn, mir eine Frau von dort unten mitzubringen. Er rieb sich die Stirn, wozu ich denn eine bräuchte, in meinem Alter, und überhaupt. Ich dachte ein wenig nach und antwortete schließlich, ich wisse nicht, wozu, sie könnte auch dazu gut sein, einfach da zu sein, zum Beispiel.

Einmal wird eine Frau kommen und hier sein.

Bei mir sein.

Mein sein.

Ihr Name soll Pamela Krv sein.

Mein Sohn lächelte. An seinem blassen Zahnfleisch glänzte fauler Speichel. Die Zähne meines Sohnes waren schief, und er hatte sich seit Tagen nicht mehr rasiert. Er stürzte das Glas Schnaps hinunter, trat die Zigarettenkippe aus und ging. Als er schon am Transporter stand, drehte er sich aber noch einmal um. Ist gut, rief er, er werde mir eine Frau besorgen, die Pamela Krv heißt. Über dem Feldweg wirbelte der Staub auf, und es war, als würden ihm die kümmerlichen Trauerweiden am Straßenrand hinterhernicken. Im übrigen wußte ich, daß das nicht so einfach ist. Eine Frau besorgen. Die man will, kommt nicht. Und die man nicht will, drängt sich einem auf, will nicht einmal Geld im voraus, hinterher natürlich hält auch so eine die Hand auf. Zu den Einzelgehöften kommen sie sowieso ungern mit. Sie gehen ins Dorf, sitzen in der Kneipe herum, aber an der Dorfgrenze schlagen sie plötzlich Wurzeln, bleiben bibbernd stehen, ziehen die Schultern hoch und schütteln den Kopf: nein, weiter gehen wir nicht. Und wenn wie durch ein Wunder sich doch eine bis hierher traut, stellt sich bald heraus, daß sie nicht Pamela Krv heißt. So hatte ich mich innerlich schon von der Sache verabschiedet, bemühte mich, gar nicht erst daran zu denken, eine Frau zu haben.

Wenige Tage später blieb der Transporter meines Sohnes mit einem jähen Ruck vor meinem Haus stehen. Es war ein diesiger, halb wolziger Vormittag, als könnte sich der Himmel nicht entscheiden, was er wollte, sich aufhellen und blau funkeln oder grau herunterpissen auf die Erde, die Tiere, die Misthaufen. Am Tag zuvor hatte es noch geregnet, eisengraue Drähte spannten sich vom Himmel zur Erde. Der Transporter hupte, Wagentüren klappten zu. Ich rührte mich nicht. Ich spürte, daß mein Sohn nicht allein gekommen war. Das Gartentor knarrte. Mein Sohn sagte etwas, vielleicht soviel wie, bitte da lang, Achtung Schlamm, und keine Angst, der Hund tut nichts.

Das . . . das ist aber ein riesiger Hund, sagte eine Frau.

Ihre Stimme war, wie wenn die Blätter der Schafzunge einander streicheln. Wie wenn sich der Wind zweiteilt und die feuchten Blattrücken faltet, aneinanderreibt.

Sie soll nicht hereinkommen, rief ich, die Frau soll draußen bleiben, im Hof!

Mein Sohn lachte, jetzt seien Sie mal nicht albern, Vater, Sie haben gesagt, daß Sie eine brauchen, also bitte, hier ist sie, ich hab sie Ihnen mitgebracht, das war nicht gerade eine einfache Besorgung, aber ich habe es geschafft. Noch dazu heißt sie Pamela Krv!

Wie? Wie heißt sie? rief ich.

Pamela Krv, wiederholte mein Sohn.

Ich will's von ihr hören!

Ich bin Pamela Krv, sagte die Frau nach kurzem Schweigen.

Also, Vater, fuhr mein Sohn fort, bis morgen früh haben Sie eine Frau, das ist fast ein ganzer Tag, aber morgen in aller Frühe muß ich sie wieder abholen, so ist die Vereinbarung.

Bezahl sie, sagte ich zu meinem Sohn.

Also, wollen Sie sie doch?

Natürlich will ich sie, rief ich.

Mein Sohn murmelte etwas. Ich stellte mir vor, wie er die

Lippen hochzog, sein blasses Zahnfleisch blitzen ließ und die Frau bezahlte, ihr die Scheine in die Hand blätterte. Es wurde still. Die Frau sagte nichts. Eine Studierende offenbar. Man hat ihr schon oft gesagt, was sie zu tun habe. Mein Sohn trampelte auf der Veranda, na, was ist denn nun, Vater. Er kam bis nach vorne, schob den Kopf durch die Tür, sah mich an. Ich saß auf dem Hocker wie üblich. Ich hätte vielleicht sagen sollen, sie sollen wieder gehen, aber ich sagte es nicht. Ich sagte, nichts ist, er solle keine Unruhe verbreiten, und daß ich ihm danke. Danke sehr, mein Junge. Nichts zu danken, brummte er, aber nun müsse er gehen, er habe zu tun. Unterdessen sagte auch Pamela Krv hinter seinem Rücken etwas, das heißt, sie flüsterte eher nur, so daß ich es nicht richtig verstehen konnte, aber soviel konnte ich mit meinem schwächeren Ohr raushören, daß sie meinem Sohn ein Angebot machte. Die nassen Blätter rieben sich aneinander. Wenn es auch mein Sohn mit ihr mache, berechne sie dafür nur den halben Preis. Und wenn sie schon einmal hier sei, warum sollten sie es nicht tun. Alle haben was davon.

Pamela Krv gehört mir, rief ich hinaus.

Sie gehört dir, liebster Vater, lachte mein Sohn, Pamela Krv gehört dir, ich habe sie schon bezahlt.

Jenseits der Grenze muhte eine Kuh, Schafe gaben knarrendes Geblök von sich, und auch ein junger Hahn schrie wild auf. Als würde etwas ertrinken. Und die Stimme des Windes, das Zittern der Blätter, der auf dem lauwarmen Stein entlanggleitende Luftstrom, wie er den Stein reibt, streichelt, anhaucht, und wie daraus Musik wird oder eher eine Art Rhythmus, die Blätter, das Gras und der hochwirbelnde Staub. Ich weiß schon, was Schande bedeutet. Ich hörte den Wind. Und draußen im Wind, wenn auch in keinem sehr großen Wind, stand eine Frau, die mir für diesen einen Tag gehörte. Sie hieß Pamela Krv. Mir war ein bißchen kalt, ich hatte Hunger, aber ich hatte eine Frau.

Vater, ich gehe, rief auf einmal mein Sohn und wartete gar

nicht auf eine Antwort. Seine schweren Schritte, wie er durch den schlammigen Hof Richtung Transporter ging. Aber er rief noch zurück, ich solle auf mich aufpassen. Das stockende Rattern des Motors. Der Transporter fuhr weg, es wurde wieder still, das heißt, ganz still wurde es nicht, denn es gab einen kleinen Wind und die Tiere sprachen, und auf meinem Hof stand eine Frau. Ich stellte mir ihr Gesicht vor. Wie sie sich umsaß. Die Nase rümpft und manchmal den Kopf schüttelt, was denn das alles sei. Sie war enttäuscht, sie hatte etwas anderes erwartet. Hatte ihr mein Sohn gesagt, wohin sie kommen würde? Hatte er ihr gesagt, zu wem, zu was für einem Menschen? Hatte er ihr gesagt, was sie erwartete? Egal. Sie ist da und nun kann sie auf nichts mehr hoffen. Pamela Krv sieht, wohin sie gekommen ist. Auf einen von Abfall übersäten, vor Schlamm stinkenden Hof, mit einem winzigen Lehmhaus, einer Veranda mit Säulen und einem verfallenen Brunnen, sie steht da, wie in den Wellenkamm des Schlammes hineingerammt, sie spürt etwas ausgesprochen Unangenehmes, etwas undeutlich Bedrohliches, ausgeliefert ist sie zwar noch nicht, aber enttäuscht auf jeden Fall. Ihr Name ist Pamela Krv. Sie tritt von einem Bein aufs andere, blinzelt, bedeckt die Augen, o mein Gott, sagt sie, mir reicht's.

Mein Gehöft. Ich liebe es. Ich bin gern hier, nichts Besonderes, keine sonderlich großen Gefühle, die Einsamkeit lehrt die Seele Ordnung. Und der Rest, der Hof, der Wald in der Nähe, der als Windfang dient, das Gartenland, die andere Seite der Grenze, wo manchmal Blut herübersickert, alles nicht sonderlich interessant. Manchmal bete ich auch. Natürlich gebe ich gerne zu, daß dieser Ort für andere regelrecht abstoßend sein kann. Auch mein Sohn hat es nicht lange ausgehalten. Na ja, ich bin auch nicht gerade begeistert davon, aber es ist immerhin meins. Und jetzt habe ich wieder eine Frau.

Sind Sie sicher, daß Sie Pamela Krv heißen, fragte ich.

Ich komme rein, sagte sie und tat einen unsicheren Schritt Richtung Veranda.

Ich will Ihren Namen hören, sagte ich bestimmt.

Pamela Krv, flüsterte sie.

Lügen Sie auch nicht?

Wie könnte ich lügen, wenn ich doch keine Ahnung habe, was Ehrlichkeit ist, rief Pamela Krv.

Keine Frage, was sie da machte, war glaubwürdig. Ich spürte ihren Körper, wie er sich zu allem bereit und sehr entschlossen regte, ich spürte ihr Fleisch, die Wärme ihres Bauchs, die Härte ihrer Knochen. Ein Körper, der etwas anderes will, als was ist. Das viele Wollen macht den Menschen kaputt. Und auch Pamela Krv will etwas. Sie denkt, sie geht der Sache auf den Grund. Da sehen wir ja gut aus! Während ihre Seele still ist. Ihre Seele schläft. Ist ohnmächtig. Sie weiß es nicht einmal. Sie hat sich ihrem Körper anvertraut und ist losgegangen. Sie ging einige Schritte. Mir war, als würde mir ihr Geruch ins Gesicht schlagen.

Noch eine Bewegung, Pamela, und der Hund wird Sie zerfleischen, sagte ich.

Sie sind wahnsinnig geworden, sagte sie bestürzt, aber sie blieb stehen, ich spürte es, aufmerksam, steif. Sie starrte offenbar den Hund an. Und das Tier starrte sie an.

Ich habe einen großen, scheckigen Hund, der hat einmal ein Wildschwein nach Hause gebracht. Es war ein Muttertier und es lebte noch. Es starb langsam, unter leisem, tiefem Röcheln, und der Hund aß noch Tage an ihm. Und gab nichts davon ab. Der Mistkerl hatte ein ganzes Wildschwein und aß es ganz alleine auf. In Ordnung, schließlich hatte er es gefunden, es war seine Beute. Ich gab ihm keinen Namen. Wenn ich ihn wütend machte, griff er sogar mich an. Er sprang an meine Brust und warf mich zu Boden. Er legte sich auf meinen Rücken, packte meinen Nacken mit den Zähnen und hielt mich unten, lange. Er hielt mich, bis er sich beruhigt hatte. Dann ließ er mich los und leckte lange mein Gesicht.

Großer Gott, flüsterte die Frau, großer Gott.

Sie stand auf dem Hof und richtete sich offenbar die Haare.

Wie alt sind Sie, Pamela, fragte ich.

Sie sind garantiert verrückt, sagte sie.

Kommen Sie doch raus, flehte sie.

Sie müßten, Ihrer Stimme nach zu urteilen, so um die fünfzig sein, sagte ich.

Vierzig, flüsterte Pamela Krv kaum hörbar. Ich bin vierzig Jahre alt. Und ... hören Sie auf damit!

Aha. Wie jung Sie sind.

Das verstehe ich nicht, sagte sie.

Ich hatte eine Frau, sie stand draußen im Hof, ich hätte sie gerne gesehen. Es wäre gut gewesen, in sie hineinzuschauen wie in einen Brunnen, in ihr junges, vierzigjähriges Gesicht zu schauen. Ich habe für sie gezahlt, ich könnte auf sie drauf, wann ich nur wollte. Ich könnte in ihren Schoß weinen, ich könnte sie treten. Ich weiß nicht. Es wurde Mittag, und der Himmel entschied sich für die strahlende Helligkeit, dieses trügerische, unnütze Blau. Zwischen scharfen Schatten glänzten Lichtflecke in der Küche. Fliegen musizierten. Staub schwebte funkelnd durch die Luft. Das Dorf unten war überströmt von Glockengeläut. Wenn sich die Frau nach Osten wendet, kann sie den Kirchturm sehen, das Kreuz. Vielleicht auch die Häuser des Dorfes, wenn sie groß genug ist. Und wenn sie nach Süden schaut, sieht sie, daß der Bauch der Bäume blutig ist. Der Hund, das konnte ich hören, schlappte gerade Wasser.

Sehen Sie den Kirchturm, fragte ich.

Stille. Sie antwortete nicht. Sie beobachtete etwas. Horchte.

Ich fragte Sie nach dem Kirchturm, Pamela, sagte ich.

Aber Sie wichen doch, rief sie aus, mit einer Natürlichkeit, die mich überraschte. Als würde Wasser auf das Schafzungenblatt fallen, kühles, morgendliches Wasser. Wind, Dunst, Schande. Ich hatte eine Frau. Ihr Name war Pamela Krv.

Sie haben gute Ohren, krächzte ich und lachte.

Ich helfe Ihnen, sagte sie mit plötzlicher Entschlossenheit und ging, ohne auf eine Antwort zu warten, los, und dann passierte alles so schnell, daß ich sie nicht einmal mehr warnen konnte, ich hatte keine Zeit, etwas zu sagen, denn kaum hatte sie sich bewegt, hörte ich im nächsten Augenblick schon dieses gefährliche Murren, das Schnappen eines Kiefers und dann, wie zwei Körper aufeinanderprallten und wie die Frau aufschrie, und dann lag sie schon auf der Erde.

Und davon wurde es auch für mich gut.

Bewegen Sie sich nicht, schrie ich. Bewegen Sie sich ja nicht!

Stille.

Er beruhigt sich, dann läßt er Sie schon los, redete ich ihr zu.

Wenn Sie sich nicht rühren, passiert Ihnen nichts, Pamela!

Schließlich ließ der Hund sie los. Er hatte sie natürlich länger festgehalten, als er das mit mir zu tun pflegte, denn schließlich war das ja eine Frau, und eine Frau ist etwas anderes, als was ich bin: ein Mann.

Leckt er Ihnen schon das Gesicht, Pamela, fragte ich.

Es wurde Nachmittag. Sie stand schon wieder, hatte sich vom Schlamm gesäubert, aber sie traute sich nicht, etwas zu sagen, zu fragen, was sie nun machen sollte, ob sie überhaupt etwas tun könnte. Ich stellte mir vor, wie sie sich den Nacken massierte und ihre Fingerkuppen sich in den Spuren der Hundezähne verirrten. Bestimmt blutete ihr vom Sturz auch das Gesicht.

Welche Farbe haben Ihre Haare, Pamela, fragte ich schließlich.

Ich lasse sie färben, sagte sie.

Welche Farbe haben sie jetzt?

Blond.

Leider hörte der Wind auf. Ein Schatten huschte über den Hof, das bekannte Storchenpaar, das zum Kanal flog, um Frösche und Wasserschlängen zu fangen. Bestimmt schaute

ihnen auch die Frau hinterher. Der Wind hatte aufgehört, und da fühle ich mich immer, als hätte mich jemand verlassen.

Wollen Sie, daß ich Ihnen etwas erzähle, fragte ich.

Nein, das will ich nicht, sagte Pamela Krv.

Ich will nach Hause.

Ich lebe hier, sagte ich. Das ist mein Gehöft. Sie können alles sehen.

Lassen Sie mich gehen, bat sie, aber ohne die leiseste Unterwürfigkeit.

Ich stellte mir vor, wie oft wohl schon ihr Blick über den Hof gewandert war. Sie war hier mehr als nur bekannt, sie wurde fast schon zu einer Eingeborenen in diesen wenigen Stunden, sie kannte bereits alles, jeden Winkel, jedes Grasbüschel und jeden Riß, hier der bemooste Holzhaufen, da die Trümmer einer Maisscheune mit den verstreuten Maiskolben, sie sah das langsame Wandern der Schatten zwischen den Wänden, den aus der Erde ragenden Lattenstümpfen und den alten Baumstämmen, sie sah, wie das Licht müde wurde und verdarb, das feine Geräusch des in Samen geschossenen Unkrauts und der Weinblätter, die die Säulenreihe der Veranda umflochten, zog in ihre Ohren ein, und nun kennt sie auch schon das Maul des Hundes, spürt seinen Geruch an sich, sie hätte ihm sogar einen Namen geben können, vielleicht sieht sie in der Ferne die Häuser des Dorfes, den manchmal aufblitzenden Kirchturm und wie jetzt langsam der Abend versickert wie das Gift, und wie diese feindliche, aber wenigstens überschaubare Welt verschwindet und in tiefe Dunkelheit versinkt und ihren Platz einem noch größeren, noch fruchtbareren Gefühl des Ausgeliefertseins überläßt. Ich trank. Ich hatte Wein, ich hatte ihn selbst gemacht, ich trank ihn in großen, sauren Schlucken. Ich trank meinen eigenen Wein und gluckste, und ich hatte eine Frau. Ihr Name war Pamela Krv.

Ich muß mal, sagte sie auf einmal.

Ihre Stimme war weder flehend noch fordernd, sie teilte